

Einführung

Mitte Februar 2007 erhielt ich eine E-Mail:

Herzlich guten Tag Siegfried Krause,

Hoffentlich verstehen Sie mein Deutsch. Meine Name ist: Margriet van den Toorn. Ich habe die Mohrunger-Heimatkreis-Nachrichten heute im Internet gelesen und habe in der 99. Ausgabe auf Seite 16 den Namen meines Vaters gefunden: Dr. Piet van den Toorn.

Er ist als Medizinstudent in Holland verhaftet worden um in Deutschland zu arbeiten und ist in Mohrunen zu Dr. Veitinger gekommen. Da waren auch noch ein Frau Dr. Weiß, Dr. Sedelmaier und Frau Dr. Schwarz. Er hat in der Baracke gearbeitet und hat die Ausländer versorgt. Meine Mutter ist mit meinem Vater mitgekommen und im Krankenhaus in Mohrunen ist ihr erstes Kind geboren worden: Wim.

Mein Vater hat dort gearbeitet, von Mai 1943 bis August 1945. Die Deutschen sind gut gewesen zu meinen Eltern, aber sie haben schreckliche Sachen erlebt, als die Russen kamen.

Ich habe in 2003 mit Hilfe meiner Mutter, meine Mutter war damals 86 Jahre alt, ein Buch geschrieben für die Familie und für Freunde über die Zeit in Mohrunen und ihre Rückreise nach Holland. Im Oktober 1945 sind sie in Holland angekommen.

Meine Mutter und mein Vater sind beide leider verstorben, aber die Familie ist froh, daß meine Mutter noch die Geschichte aus dem Krieg erzählen konnte.

Vielleicht haben Sie Interesse an dem Buch. Es sind 60 Seiten Text und 30 Seiten Bilder und Dokumente. Sie berichten von ihren Erlebnisse in Ost Preussen.

Meine E-Mail ist: taverne.vdtoorn@hotmail.com

Ich bin noch einen Monat (bis 1 März) in Berlin

Herzliche Grüße

Margriet Taverne-van den Toorn

So weit die Mail.

Ich verabedete mich dann mit Frau van den Toorn und traf mich mit ihr. Dabei entspann sich ein längeres, interessantes Gespräch, in dem sie mir das o. g. Buch überreichte, wofür ich mich herzlich bei ihr bedanke.

In dem Buch beschreibt Frau van den Toorn nach dem mündlichen Bericht ihrer Mutter, Frau Sebelia van den Toorn den Einmarsch der Russen in Mohrunen aus der Sicht einer Ausländerin durchaus kritisch aber korrekt gegenüber den Deutschen, denn ihr Mann war gezwungen worden, in Mohrunen zu arbeiten, die Deutschen waren daher ihre Feinde.

Der Auslöser war ein Aufruf des Rektors der Universität Amsterdam an die Studenten, eine Ergebenheitserklärung zu unterzeichnen, die beinhaltete, daß der Unterzeichner sich aller Handlungen gegen die deutsche Besatzung enthalten würde. Anderenfalls würde er vom Unterrichtsbetrieb der Universität ausgeschlossen und könne zum Arbeitseinsatz einberufen werden. Piet van den Toorn stand kurz vor der Beendigung seines Medizinstudium, es fehlte nur noch eine Prüfung in Gynäkologie.

Er unterschrieb die Erklärung nicht.

Piet van den Toorn gelangte also nach Mohrunen und bekam im April 1944 vom damaligen Chefarzt des Kreiskrankenhauses, Dr. Veitinger, für fünf Tage Urlaub, um nach Holland zu fahren und dort zu heiraten. Danach kehrte er nach Mohrunen zurück und nahm seine junge Frau mit.

Ich habe mich entschlossen, große Teile des Buches, die in Ostpreußen spielten, zu übersetzen. Andere Teile, die von den Geschehnissen in Holland vor dem zwangsweisen

Einsatz in Mohrungen berichten, habe ich weggelassen, ebenso die Kapitel, welche die Rückreise von Mohrungen nach Holland beschreiben. Sie würden den Rahmen einer Veröffentlichung in den MHN sprengen. Frau Margriet Taverne-van den Toorn ist mit der Veröffentlichung einverstanden.

In früheren Berichten in den MHN über das Krankenhaus in Mohrungen findet man dann auch den Namen Dr. Piet van den Toorn erwähnt, so z. B. in der 69. und der 70. Ausgabe im Bericht von Frau Kalthammer und in der 99. Ausgabe in dem Bericht von Frau Ockel.
Siegfried Krause

Vorwort

Als meine Mutter im Jahr 2003 plötzlich ernstlich erkrankte und in einem Krankenhaus aufgenommen wurde; in einem Alter von 86 Jahren, erkannte ich, daß ich die Fragen, die wir (ihre Kinder) noch zu ihren Kriegserlebnissen hatten, vielleicht nicht mehr würden stellen können

Zu jedermanns Erstaunen und zum Glück erholte sie sich, und als sie wieder selbständig wohnen konnte, beschloß ich, regelmäßig zu ihr zu gehen, um mit ihr über ihre Erlebnisse zu sprechen. Mit einem Tonbandgerät zwischen uns haben wir lange Gespräche geführt und kamen auch wirklich zu Dingen, die sie früher noch nicht erzählt hatte. Die Tonbandaufnahmen bearbeitete ich zu Hause. Mein Vater wurde im Krieg von 1940 – 1945 zum Arbeitseinsatz nach Ostpreußen eingezogen, dem heutigen Polen. Dort bekam er ein paar Tage Urlaub, um meine Mutter in den Niederlanden zu heiraten. Anstatt unterzutauchen kehrte er mit meiner Mutter nach Mohrungen (Morąg) zurück. Ihr Verbleiben dort und die „Befreiung“ durch die Russen wurde von großem Einfluß auf ihr weiteres Leben.

Ich habe diese Erlebnisse nicht als Privatangelegenheit der Familie sehen wollen. Das Buch wurde geschrieben, um den Hintergrund meiner Eltern zu verstehen und dadurch ein deutlicheres Bild zu erhalten, welche Auswirkungen die Kriegsjahre auf das Leben meiner Eltern gehabt haben.

Margriet van den Toorn

Der Aufruf des Rektors:

Gemeinde Amsterdam

Dienstleistungs - Departement für Innere Angelegenheiten

An Der UNIVERSITÄT

Oudemanhuispoort 4-6,

AMSTERDAM (c)

No. 1161 Gemeindevorstand von Amsterdam

Amsterdam, 6 April 1943

An die Studenten der Universität Amsterdam.

Vom Generalsekretär des Departements für Erziehung usw. empfang ich am 6 April 1943 ein Telegramm, betreffend die Erklärung, die Verordnung des Generalsekretärs vom 10. März Nr. 28, 1943. In diesem Telegramm teilt der Generalsekretär folgendes mit:

1. Denjenigen, die bis zum 19. April unterzeichnen, wird die Fortsetzung des Studiums garantiert.
2. Nach dem 10. April dürfen diejenigen, die nicht unterzeichnet haben, nicht am Unterricht teilnehmen.
3. Man kann auch nach dem 10. April unterzeichnen, doch wird dann kein Platz im numerus clausus garantiert.
4. Diejenigen, die nach dem 10. April unterzeichnen, können zum ARBEITS-EINSATZ eingezogen werden.
5. Ich (d.h. der Generalsekretär) hält Dienstagabend ein Radioansprache, die gedruckt wird.
6. Ich (d.h. der Generalsekretär) versuche an den Bürgermeister den Unterricht auf den 12. April wieder an zu fangen.
7. Diejenigen, die unterzeichnen, müssen ihre Einschreibungskarte an den Rektor schicken

Ich füge folgendes hinzu: Studenten, die Freitagmorgens am 9. April mit der Morgenpost noch kein Exemplar der Erklärung erhalten haben, können an dem darauf folgenden Tag ein Exemplar im Büro der Universität abholen.

Auf Verlangen des Generalsekretärs können Exemplare seiner Radioansprache t.z.t. im Büro der Universität abgeholt werden können.

Der Generalsekretär teilt mir näher mit, daß denjenigen, die die Erklärung unterzeichnet haben, ein Platz im numerus clausus garantiert wird, auch im kommenden Studienjahr.

Der Rektor Magnificus

H.T. Deelman

Der Unterzeichnete

geboren.....zu.....

wohnhaft.....

erklärt hiermit feierlich, daß er den im besetzten Niederländischen Gebiet geltenden Gesetzen Verordnungen und andere Verfügungen nach Ehre und Gewissen nachkommen wird und sich jeder gegen das Deutsche Reich, die Deutsche Wehrmacht und die Niederländische Autoritäten gerichtete Handlungen enthalten wird, ebenso von Handlungen und Verhalten, welche die öffentliche Ordnung innerhalb den Einrichtungen des Hochschulunterrichtes, unter den heutigen Umstände gefährden.

Die Abreise

Da Piet nicht mehr an die Universität zurück konnte, weil er die verlangte Erklärung nicht unterzeichnet hatte, erschien ein Aufruf in der Zeitung, daß Studenten, die sich geweigert hatten zu unterzeichnen, sich innerhalb einer Woche melden mußten. Piet sollte dies in Den Haag tun. Meine Brüder sagten zu uns: „Du mußt dein Zimmer in Amsterdam aufgeben und die Adresse deines Vaters als Wohnort angeben, aber dort nicht nächtigen. Du bleibst in Maassluis¹ wohnen und wenn es dir hier zu heiß unter den Füßen wird, gehst du zu Mien² in Naaldwijk. Wir sorgen für ein schönes Fleckchen für dich, unter das Treibhaus. Wir vergaßen den ganzen Zeitungsartikel und Piet bekam Arbeit in Delft in einem Krankenhaus. Er bekam dorthin noch eine kleine geldliche Unterstützung von Pa, aber das hörte auf, als in der Schie ein Brief für Piet eintraf, mit der Mitteilung, daß er sich tatsächlich melden müsse. Da Piet selbst nicht zu Hause war, öffnete Pa³ den Brief und geriet in Panik darüber und was dann mit der Fabrik werden sollte.

Am Abend des 5. Mai 1943 kam Piets jüngerer Bruder Louis mit einem Brief von Pa mit der „Mitteilung“, daß Piet sich melden müsse und daß auch er (Louis) sich melden müsse, wenn er einen Brief bekäme. Wenn sie, die beiden Studenten der Familie, sich nämlich weigern würden, dann würden die Deutschen vielleicht als Repressalie die Fabrik schließen und es würden viele Familien ohne Geld da sitzen. Auch hatte Pa Angst, daß auch andere Jungen gefaßt würden, wenn Piet sich nicht melden würde. Mit den anderen Jungen meinte Pa seine Söhne, die in der Fabrik arbeiteten. (Leo ist später doch eingezogen worden und wurde, ebenso wie Louis und Frans, der knapp 16 Jahre alt war, zur Arbeit nach Berlin verpflichtet.) Wim kehrte nach seiner Geiselhaft in Vught nach Hause zurück und arbeitete in der Fabrik. Johan war, wie ich schon erwähnt, nach England verschwunden.

In dieser Nacht sprachen wir ausführlich mit meiner Familie. Louis legte sich schlafen, und er sollte am nächsten Morgen an der Schie⁴ Bericht erstatten. Meine Brüder hatten, wie bemerkt, für ein Versteck in Naaldwijk gesorgt.

Ich sehe es noch heute als einen meiner größten Fehler in meinem Leben an, daß ich zu Pa gesagt hatte, daß er sich um Piet keine Sorgen machen müsse. Er würde immer untertauchen können. Ich lebte in der Vorstellung, daß ich ihm damit von einer Sorge befreien würde. Nach Pa's Brief und den Erzählungen von Louis begriffen wir, daß Pa, wenn es darauf ankäme, einknicken würde, wenn die Besatzer im auf den Zahn fühlten. Ich muß sagen, daß meine Familie, niemand ausgenommen, wollte, daß Piet untertauchen sollte, sie hatten natürlich auch Angst vor den NSB-ern, die auch in Maassluis ihr Netzwerk hatten. Jedermann wußte, daß Piet bei meinen Eltern aus und einging, und daher waren sie auch gefährdet. Aber meine Mutter sagte: „Was Gott dort oben über dich beschließt, geschieht doch.“ Nach einer durchwachten Nacht kam Papa zu dem Entschluß, daß er das Risiko für meine Eltern, meine Schwester Mien, ihren Mann Thijs und seine eigenen Brüder viel zu groß fand. Er sah nichts anderes, als zu gehen und sich zu melden!

Man kann sich vielleicht vorstellen, wie ich mich fühlte. Piet würde abreisen und ich war wieder zu Hause bei meinen Eltern, ohne Bahn, denn Piet hatte mich veranlaßt mit dem Arbeiten aufzuhören, damit mehr beieinander sind. Aber was hatte ich von einem Verlobten, der nicht anwesend war? Alle meine Freundinnen waren schon verheiratet und einige hatten schon Kinder. Wie lange würde der Krieg noch dauern und würde Piet wieder sicher nach

¹ Maassluis, Wohnort der Eltern von Sebelia

² Mien, Schwester von Sebelia, der Verfasserin

³ Pa, Vater von Piet van den Toorn

⁴ Schie: Flusz in Schiedam, Wohnort der Eltern van den Toorn

Hause kommen? Auf Anraten von Pa van den Toorn ging Piet noch schnell zu einem Notar vorbei um ein Testament zu meinen Gunsten machen zu lassen.

Der Abschied (Mai 1943) war sehr traurig. Direkt nachdem er sich gemeldet hatte, wurde Papa zusammen mit anderen in ein Lager in Ommen gebracht. Dort saß er fest, zusammen mit Männern, die bei einer Razzia gefaßt worden waren, um damit deutlich zu machen, wohin er geschickt werden würde.

Piet saß insgesamt 6 Wochen in Ommen. Ich bin zweimal mit meinen Brüdern Ben und Ton nach Ommen gefahren, um ihm ein Paket mit einigen Kleidern und Geld zu bringen. Wir konnten nur durch ein Gitter mit ihm sprechen. In einem unbeobachteten Moment bekam ich ein sehr kurzes Briefchen mit der Mitteilung zugesteckt, daß er am nächsten Tag verschickt würde. Wohin war noch nicht klar. Wochenlang habe ich in Unsicherheit gelebt, bevor der erste Brief kam.

Mohrungen

Es stellte sich heraus, daß Piet nach Mohrungen geschickt wurde, ein Ort der eine Stunde Fahrt entfernt von der Stadt Allenstein (das heutige Olsztyn) in Ostpreußen liegt, in dem Teil, der 1945 an Polen fiel. Er arbeitete in der Baracke des Kreiskrankenhauses. Er schrieb, daß er gut behandelt würde, vor allem von dem Direktor, Chefarzt Dr. Veitinger, einem „guten“ Deutschen. Dieser Direktor war nicht verheiratet, er hatte eine Haushälterin, die seine Wohnung in Ordnung hielt und für ihn sorgte. Sie brauchte nicht für ihn zu kochen, denn der Direktor aß zusammen mit seinem Personal im Krankenhaus. Weiter arbeiteten dort noch drei Ärzte: Dr. Sedelmaier mit seiner Frau und 2 weibliche deutsche Ärzte, Frau Weiß und Frau Schwarz (wirklich wahr). Die Frauen waren verheiratet und ihre Männer waren, wie alle deutschen Männer, zur Armee eingezogen worden. Euer Vater konnte im Krankenhausgebäude, wo nur Kranke mit deutscher Nationalität lagen, essen und schlafen. Er arbeitete wirklich als einziger Arzt in der Holzbaracke des Krankenhauses, wo ausländische Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene behandelt wurden. Meistens kamen diese wegen eines Arbeitsunfalls zu ihm, nicht wegen Kriegseinwirkungen. Es gab in dieser Gegend zu der Zeit keine Bombardierungen durch Gefechte. Die Ausländer wurden strikt von den Deutschen, die in das Krankenhaus aufgenommen worden waren, getrennt. Es waren Rumänen, Polen, Ungarn, Letten und Litauer, die in der Umgebung arbeiteten und wenn sie krank wurden oder verwundet, dann konnten Sie in die Baracke geholfen werden.

Es gab auch polnisch-französische Kriegsgefangene. Diese Gefangenen arbeiteten in Mohrungen und Umgebung auf den Bauernhöfen als Ersatz für die deutschen Bauern, die zur Armee eingezogen worden waren. Alle Bauernhöfe wurden nur durch Frauen, Kindern und Alten bewirtschaftet. Zuweilen bekamen die deutschen Männer ein paar Tage Urlaub und hatten gerade genug Zeit, um ihre Frauen zu schwängern. Die Frauen kamen dann in das Krankenhaus zur Niederkunft. Es gab wohl auch Bäuerinnen, die von den Franzosen verführt worden waren und nun lange ohne Mann waren! Dabei liefen sie natürlich große Gefahr. Die deutschen Frauen, die sich mit dem Feind einließen, wurden schwer bestraft. Die Franzosen hatten eine verhältnismäßig große Bewegungsfreiheit in den Dörfern. Wenn sie verletzt worden waren, wurden auch sie in der Baracke des Krankenhauses behandelt. Ich muß noch erwähnen, daß diese Franzosen von Geburt die polnische Nationalität hatten und im Krieg ein eigenen Truppenteil bildeten. Sie wurden direkt nach der Besetzung Frankreichs gefangen genommen und als Kriegsgefangene nach Mohrungen geschickt.

Die polnischen Mädchen, die als Dienstmädchen auf den Bauernhöfen arbeiten mußten, kamen oft zu Piet in der Hoffnung, nach einer Operation auf Urlaub nach Hause (Polen) entlassen zu werden. Dergleichen Versuche wurden meistens von den Deutschen honoriert. Einige Frauen baten schriftlich um eine Blinddarmoperation, die euer Papa sehr sicher und sorgfältig ausführen konnte. Die Operationen konnten im Krankenhausgebäude selbst ausgeführt werden, aber nach deren Ablauf ging der Patient direkt wieder in die Baracke.

Als ich ihm nach ein paar Monaten schrieb, daß ich meine Zweifel über unsere Verlobung in dieser unsicheren Zeit hatte und ihn fragte, ob es vielleicht nicht besser wäre einander die Freiheit zu geben oder aber zu warten, wie es weiter gehen sollte, entwickelte er einen Plan. Er hatte von mir daß Versprechen, ihn zu heiraten. Nachdem er mit Dr. Veitinger über seine Probleme gesprochen hatte, bekam er zu hören, daß man ihm mit einem Urlaubsschein für fünf Tage helfen könne, wenn Piet in den Niederlanden heiraten wolle. Er müsse aber versprechen, wieder zurück zu kommen, anderenfalls würde der Direktor bestraft werden. Dr. Veitinger vertraute nicht jedem in seiner Umgebung, und er hatte Angst, daß jemand ihn verraten könnte, weil er den Urlaubsschein eigentlich nicht hatte ausstellen dürfen. Piet erfuhr auch daß Veitinger eine Aufenthaltserlaubnis für die junge Braut ausstellen konnte. Diese sollte ein halbes Jahr gültig sein, so daß das junge Paar doch einige Zeit zusammen verbringen könnte.

Anfang März 1944, zehn Monate nach seinem Weggang aus den Niederlanden, schrieb Papa, daß er fünf Tage Urlaub bekäme und nach den Niederlanden kommen könnte. Er fragte, ob ich alles für die Hochzeit vorbereiten würde.

Während Piet in Mohrungen war, ging ich an die Schie und sprach bei dieser Gelegenheit mit seinem Bruder Leo, mit dem ich mich gut verstand. Leo fragte, ob Piet vor seinem Weggang noch Kontakt mit dem Notar im Zusammenhang mit seinem Testament gehabt habe, wie Pa es befohlen hatte. Ich erzählte, daß Piet das getan hatte, und daß ich die Anteile, die Piet von seiner Mutter erbte, bekommen solle, wenn er (Gott behüte) nicht überleben würde. Leo erzählte mir, daß Pa ein schlimmes Spiel spielte. Wenn Piet jetzt umkommen würde, dann sollte ich die Anteile nicht bekommen, weil in den Statuten der Fabrik stand, daß Anteile nur an Familienangehörige übertragen werden konnten und ich war im Moment noch nicht mit Piet verheiratet.

Mein Vater war wütend über diesen Gang der Dinge, und er sagte, daß ich es nicht nötig habe von meiner zukünftigen Schwieger-Familie, er könne für seine eigene Tochter sorgen. Ich beschloß, darüber nicht zu viel Aufsehen zu machen, aber Pa klar merken zu lassen, daß ich ihn durchschaut hatte. Bei einem der folgenden Besuche an der Schie, wobei Leo anwesend war, erzählte ich Pa, daß ich wüßte, daß ich die Anteile nicht bekommen sollte, wenn Piet jetzt umkommen würde, aber daß ich geschwiegen hätte, um seinen Sohn nicht gegen ihn aufzuwiegeln. Pa war sprachlos und hatte keine Antwort darauf, und Leo sagte, daß er alles tun wolle, was in seiner Macht stand, um mich zu unterstützen, sollte das nötig sein. Ich habe Leos Haltung zu mir sehr gewürdigt und später einem meiner Söhne seinen Namen gegeben.

Ostpreußen / Mohrungen

Bei meiner Ankunft in Mohrungen sah ich zuerst einen mit großen Bäumen bestandenen Weg, dann eine Gelände mit Baracken und zum Schluß das Krankenhausgebäude, ein großes verputztes Haus mit einem roten Ziegeldach. Über eine Steintreppe mit großen Steinkugeln zur Verzierung kam man zur Eingangstür, einer Holztür mit einem Äskulap auf dem Fenster. Links vom Krankenhaus war ein überdachter, gemauerter Übergang, mit einem Eingangs- Tor darunter, das Zugang zu einem Nebengebäude gab, wo sich die Wohnung des Direktors befand. Ich wurde vom Direktor und seinem Personal sehr freundlich empfangen. Wir bekamen ein

kleines Zimmer neben der Küche im Souterrain und etwas später ein Zimmer im ersten Stock, wo zwei Einzelbetten standen, ein Eßtisch mit zwei Stühlen, zwei gemütliche Sessel und ein Schrank. Die deutschen Ärzte hatten im Krankenhaus ein separates Eßzimmer, die deutschen Pfleger aßen in einem anderen Eßsaal. Wir bekamen Essenbons (das Essen war auch in Ostpreußen rationiert) und konnten die Bons in der Küche des Krankenhauses [zum Essen] einlösen. Später konnten wir im Ärztezimmer essen.

Ich blieb natürlich nicht den ganzen Tag in dem kleinen Zimmer sitzen und ging mit Piet mit in die Baracke. Ich wollte zwar nicht für den Feind arbeiten, konnte aber auch nicht den ganzen Tag auf einem Stuhl sitzen bleiben. Ich dachte, daß ich tüchtig in der Baracke helfen konnte, weil darin nur Ausländer und keine deutschen Patienten lagen. Piet war der einzige Arzt, der in der Baracke arbeitete, zusammen mit einigen ausländischen Pflegern, darunter ein russischer und ein polnischer. Dort befand sich ein Behandlungszimmer und verschiedene Krankensäle mit eisernen Betten, Matratzen und Decken, Es gab einen separaten Raum für Patienten mit einer ansteckenden Krankheit. Ich half euerem Vater ein bißchen beim Versorgen der Patienten, brachte die Instrumente in Ordnung und rollte zum Beispiel Binden auf. Ich verrichtete eigentlich alle möglichen Dinge. Zusammen mit zwei polnischen Frauen wusch ich die Wäsche im Waschraum des Krankenhauses. Wir konnten die Räume, zusammen mit den Bügel-Raum am Abend benutzen, wenn die Wäsche des Krankenhauses fertig war. Wir wuschen die Laken der Betten aus der Baracke, und das mußte oft geschehen, weil nicht so viel Bettzeug zur Verfügung stand. Ferner wusch ich meine eigenen Kleider und die von Piet und sorgte für saubere Handtücher. In der Baracke standen Öfen, die mit Holz geheizt wurden. Als wir im April ankamen, war es noch sehr kalt. Ohne die Kachelöfen hätten die Kranken nicht überlebt. Trotzdem war es in der Baracke viel kälter als in Krankenhaus.

Wenn ein Patient operiert werden mußte, wurde er in das Krankenhausgebäude getragen. Nach der Operation mußte der Kranke wieder zurück in die Baracke gebracht werden. Ich weiß noch, daß ein Ausländer, der in der Nachbarschaft arbeiten mußte, ein Unfall mit einem Ofen hatte. Er wurde sehr schwer verbrannt in die Baracke gebracht. Für solche schweren Wunden konnte nichts mehr getan werden. Euer Vater hat ihn von seinem Leiden erlöst,

Etwa einen Monat nach der Ankunft fühlte ich, daß ich schwanger war. Als ich an einem Morgen mit sichtlich bleichem Gesicht schnell das W.C. aufsuchte, sagte Frau Weiß: „jetzt schon!“ Sie sah mich an als ob sie sagen wollte: „mußte das denn sein?“

Mein Bruder Ton hatte mir gesagt, daß ich jederzeit früher zurück kommen könne, aber davon war jetzt keine Rede mehr. Der Weg zurück nach den Niederlanden war im Zusammenhang mit der Kriegssituation versperrt. Berlin wurde wieder von den Alliierten bombardiert. Die Deutschen, die 1941 noch glaubten, daß sie die Rote Armee durch einen schnellen „Blitzkrieg“ besiegen konnten, begannen Terrain zu verlieren und wurden ab Juli durch diese Armee nach und nach aus Rußland zurückgedrängt. Später hörten wir, daß, der Umschwung nach der Schlacht bei Kursk zustande gekommen war. Es gab nun für mich keinen Weg mehr zurück, es war viel zu gefährlich, um nun allein zu reisen, und ich hatte obendrein die Verantwortung für ein neues Leben. Ich blieb bei Piet, der nun nicht nur mein Mann, sondern auch der künftige Vater meines erstes Kindes war.

Wenn man dies liest, wird man es vielleicht als befremdend finden, aber die beste Zeit haben wir wirklich unter den Deutschen gehabt, unsern Besatzern. Wir saßen in Ostpreußen mitten unter unsern Feinden, aber die Ärzte und Schwestern um uns waren zuvorkommend und freundlich, und ich muß ehrlich sagen, daß sie vor allem zu Papa freundlich waren. Ich nahm meistens das zweite „Frühstück“ um 10.00 Uhr ein, während Piet um 8.00 Uhr frühstückte. Die weiblichen Ärzte und die Schwestern sagten mir dann wohl „Guten Morgen“ wenn sie mir entgegen kamen, aber sie durften nicht selbst ein Gespräch beginnen. Es blieb ein Abstand, und das fand ich auch angenehm.

Der Chefarzt des Krankenhauses tat sein Bestes, um die Baracke mit allen möglichen Medikamenten und mit Verbandmaterial zu versorgen, und auch der Operationssaal konnte für die Patienten aus der Baracke benutzt werden.

Als ich sichtlich stärker wurde, sagte der Direktor, daß es unvernünftig sei, noch länger in der Baracke zu arbeiten. Das würde für das Baby und mich ein viel zu großes Risiko bedeuten. Ich blieb nach diesem Gespräch der Baracke fern und half den Schwestern im Krankenhaus beim Sterilisieren der Instrumente. In dieser Zeit sah ich auch, wo die Medikamente aufbewahrt wurden. Das ist noch von Nutzen geworden, als die Russen das Krankenhaus einnahmen und Piet allein das Krankenhaus führen mußte. Ich schaute den Schwestern viel ab, lernte auf diese Weise eine Menge und dachte öfter an die mögliche Gefährdung meiner Gesundheit. So ab und an arbeitete ich doch noch in der Baracke, weil Piet es unsozial fand, wenn ich nicht mit ihm zusammenarbeitete,

Ich dachte sehr wohl daran, daß es die in den Niederlanden Zurückgebliebenen in den Zeiten des Hungerwinters schwer hatten. Ganz zu schweigen von dem namenlosen Leid der Juden, der Zigeuner und der Homophilen in den Lagern. Diese Lager waren vor dem Krieg als Gefängnisse für die Gegner der Nazis eingerichtet worden. Die Gefangenen mußten Zwangsarbeit verrichten und lebten unter erbärmlichen Bedingungen, aber nachdem sie ihre Strafe verbüßt hatten, kamen sie wohl wieder zurück in ihre Stadt oder Dorf. Im Krieg wurden diese Konzentrationslager zu Vernichtungslagern. Wie konnte es verhindert werden, daß dies geschah? Das war doch nicht vorstellbar Das Leiden ist mit keiner Feder zu beschreiben und noch jetzt unvorstellbar.

Meine eigenen Erlebnisse sind nur ein kleiner Teil dessen, was im Krieg geschah, aber es ist die Geschichte eurer Eltern, eures Großvaters und Oma. Bedenkt dabei, daß wir in der Zeit als der Krieg begann - ich war erst 23 Jahre alt - viel naiver waren als ihr in diesem Alter. Wir hatten keinen Fernseher, wir verreisten kaum, wir wurden in unserer Jugend wie unwissende Kinder behandelt und waren nicht auf emotionale Entbehrungen vorbereitet und auf dasjenige, was ein Krieg mit Menschen tut. Ihr seid so sehr an Kriege auf dem Bildschirm gewöhnt, aber mitten drin zu sitzen, ist eine andere Geschichte! Die Luft, das Geschrei, die Angst das Ungeziefer. Die Menschen, die sonst schlecht sind, werden wie Tiere! Aber glücklicherweise gibt es immer Menschen, die tapfer sind und gegen den Strom schwimmen und mutig helfen.

Unser Leid wurde durch die Russen verursacht, die als unsre Befreier in das Gebiet kamen, in dem wir waren. Diese Russen waren auf Rache aus. Wir wußten nichts von dem Terror, den die Deutschen in ihrem Land verübt hatten. Die Deutschen haben dort tierisch gehaust. Allein 14 Millionen Bürger sind umgekommen. Die wahre Anzahl der Schlachtopfer des Terrorregimes von Stalin in der Besetzung durch die Deutschen wird wohl nicht mehr genau bekannt werden. Wieviel Kinder sind nicht zu Zeiten der Besetzung in Rußland den Hungertod gestorben. Wenn man nicht arbeiten konnte, bekam man auch kein Essen. Ein Kind war, wie es die Deutschen formulierten, ein „unnützer Esser“.

Hitler hatte seiner Armee den Befehl gegeben, daß bei einem möglichen Rückzug jeder bewohnte Ort verbrannt und zerstört werden mußte, ohne Rücksicht auf die Bevölkerung. Es war die Taktik der verbrannten Erde. Die Rote Armee tat genau dasselbe, als sie in Ostpreußen einfiel.

Die Rote Armee hatte auch ungefähr 800.000 Frauen im Dienst. Diese Frauen verrichteten administrative Dienste, aber kämpften auch mit an der Front. Sie waren alle gnadenlos brutal. Sie rächten ihre Männer, ihre Brüder und Söhne. Was müssen diese Frauen durchgestanden haben, daß sie am Ende auch selbst so schreckliche Dinge tun konnten? Es waren Frauen ohne Gefühl, ohne Mitleid und einer Brutalität, wie ich sie nicht bei Frauen für möglich

gehalten hatte. Daß sie so waren. habe ich mit eigenen Augen gesehen! Ich habe mein Leben lang immer vor den Russen Angst gehabt.

Die Russen

Unser Alptraum begann als die RUSSEN erschienen, nota bene die Alliierten. Es kommt nicht von ungefähr, daß wir euch beten lehrten:

Lieve Heertje, ik ga zoet slapen
want de dag is weer voorbij.
Maar ik wil er U nog vragen
Lieve Jezus, zegen mij.
Zegen ook mijn lieve ouders,
zegen allen die ik min.
Onder Uwe trouwe hoede
slaapt uw kindje rustig in.
Engeltje, mij door God gegeven
om mij altijd bij te staan,
help mij om geheel mijn leven
altijd erg braaf te zijn.
Lieve Heertje, zorg dat hier geen Russen komen
Lieve Heertje, spaar ons voor de vrede.⁵

Die ersten Gerüchte über den Rückzug der deutschen Armee hörten wir im September 1944. Es waren natürlich schwache Gerüchte und vom deutschen Radio wurden wir nicht viel klüger. Man erfuhr auch nicht, was nun wirklich geschah. Als wir hörten, daß die Russen an der Grenze Ostpreußens standen, bekamen wir einen Funken Hoffnung. Sollte das Ende in Sicht sein? Im Dezember 1944 wurden die Deutschen um uns herum immer nervöser. Die Russen, ihre Feinde (aber unsere Alliierten) hatten die Grenze überschritten. Das Erste, das wir merkten, waren die Truppenbewegungen deutscher Soldaten in einiger Entfernung von Krankenhaus, die begonnen hatten, sich zurück zu ziehen. Doch blieben wir selbst soviel, wie möglich drinnen. Piet hatte überdies noch Angst, daß er mit dem zurückziehenden deutschen Heer als Arzt würde mitlaufen müssen. Das geschah glücklicherweise nicht, denn wie sollte er dann mit mir zurecht kommen, einer Frau, die beinah im achten Monat schwanger war? Wir merkten auch, daß die Menschen aus Litauen, Lettland und Polen, wenn sie dazu im Stande waren, fliehen. Viele Frauen aus Ostpreußen verließen mit ihren Kindern ihre Häuser

⁵ Etwa:

Lieber Herrgott, ich gehe süß schlafen,
denn der Tag ist wieder vorbei.
Aber ich will Dich noch bitten:
Lieber Jesus, segne mich.
Segne auch meine lieben Eltern,
Segne alle, die ich liebe.
Unter Deiner treuen Obhut
Schläft dein Kindlein ruhig ein.
Engelchen, durch Gott gegeben
Um mir allzeit beizustehen,
hilf mir, um im ganzen Leben
allezeit sehr brav zu sein.
Lieber Herrgott, Sorge dafür, daß hierher keine Russen kommen
Lieber Herrgott, spare uns für den Frieden.

und zogen in westlicher Richtung nach Deutschland in der Hoffnung, Schutz und Unterkunft bei Verwandten zu finden.

Eines Morgens wurde in die Baracke zu Piet ein niederländischer Student eingeliefert, der zum Arbeitseinsatz in der Gegend von Königsberg gewesen war. Er war übrigens der einzige Niederländer, den wir im Krieg trafen. Er mußte sich, zusammen mit den Deutschen in Richtung Westen zurückziehen. Er riet mir, nicht auf eigene Faust zu flüchten, sondern auf unserem Platz sitzen zu bleiben und warten, bis wir von den Alliierten evakuiert würden, denn unterwegs hatte er nur großes Chaos gesehen. Eine hochschwängere Frau würde es sicher nicht überleben, wenn sie auf eigene Faust versuchte, in die Niederlande zu kommen.

Im Krankenhaus gab es inzwischen immer weniger Stress, aber es blieben noch viel deutsche Patienten übrig, die nicht transportiert werden konnten und auch noch nicht evakuiert worden waren. Natürlich holten die ostpreußischen Frauen ihre Kinder aus dem Krankenhaus, wenn sie in den Westen flüchteten. Alles und jeder war in Eile. Es kamen offensichtlich auch wieder neue Kranken dazu. Der Direktor des Krankenhauses blieb auf seinem Posten, ebenso Frau Schwarz und ihre Kollegin Weiß. Dr. Sedelmaier und seine Frau warteten auf einen günstigen Moment zur Flucht.

Es wurde ihm offensichtlich zu heiß unter den Füßen. Er schien ein Angehöriger der SS zu sein (ein Mitglied der am meisten gefürchteten Naziorganisationen) und er hatte unter seinem Arm unter der Achsel eine SS-Tätowierung. Ihm hätte es nicht geholfen, daß er einen weißen Doktorkittel trug, denn die Alliierten brauchten bei einer Kontrolle nur den Arm hochzuheben.

Hinter dem Garten des Krankenhauses wurde eine Wohnung frei. Eine ostpreußische Frau, deren Mann als Arzt in der Armee arbeitete, ging auf die Flucht zu einer Familie in Deutschland. Sie kam und erzählte uns, daß sie mit ihren Kindern weggehen wollte und wir ihre Wohnung benutzen könnten. Wir bezogen die Wohnung, sie bestand aus einem Schlafzimmer und einem Wohnzimmer. Die anderen Zimmer waren von anderen Menschen besetzt. Wir wohnten zwar dort, aber wir aßen im Krankenhaus und Papa ging dorthin zum Behandeln der Kranken in der Baracke.

Wir hatten sehr gute Kontakte zu den polnisch-französischen Kriegsgefangenen und sprachen mit ihnen ab, daß wir auf einander Acht geben sollten und daß wir zusammen auftreten sollten. Sie wollten ebenfalls versuchen, in Mohrunen zu bleiben und wollten sich nicht mit den Deutschen zurückziehen. Die Franzosen kannten die Umgebung gut und streiften durch die Dörfer nach verlassenen Bauernhöfen um Essen, Kleidung und allem, was sie noch gebrauchen konnten zu suchen. Die Situation war sehr unübersichtlich. Stündlich bekam man andere Berichte von Menschen zu hören, die sich auf ihrem Rückzug im Krankenhaus behandeln ließen. Viele Frauen und Kinder flüchteten vor der Sowjetarmee, aber es gab noch viele Frauen, die ihr Haus auf den Bauernhof nicht im Stich lassen wollten.

Wir selbst wollten, zusammen mit den Franzosen, auf die Alliierten warten. Der Franzos Alex sprach fließend russisch, auf diese Weise hatten wir auf jeden Fall einen Dolmetscher bei der Hand. Wie die Franzosen nähten wir die französische Flagge auf unsere Kleider. Wir drehten die niederländische Flagge einfach um eine Vierteldrehung um. Wir glaubten, daß die niederländische Flagge bei den Russen nicht so bekannt sei, und wir nahmen auf diese Weise zur Sicherheit zeitweilig eine andere Nationalität an.

Zu einem bestimmten Zeitpunkt erschienen Feldküchen an der Straße. Dort wurde Suppe ausgeteilt, für die Soldaten der zurückgehenden Armee und für deutsche Familien, die vor der russischen Übermacht in die Flucht geschlagen worden waren. Die Deutschen sorgten auch dafür, daß bei den Feldküchen immer ein Arzt anwesend war, um die Menschen, die

sich zurückzogen, medizinisch zu unterstützen, wenn es nötig war. Auch Ausländer, die zum Arbeitseinsatz in das Gebiet geholt worden waren und nicht weit von ihrem Vaterland entfernt waren, (hauptsächlich Polen und Letten) versuchten zu flüchten.

Am 12. Januar 1945 feierten wir noch, so schlecht und recht, wie es ging, zusammen mit den Franzosen Piets Geburtstag. Das „Bonne anniversaire“ klang kräftig durch unser Zimmer und gab uns Mut. Wir sprachen uns erneut ab, daß wir bei einander bleiben und nicht weglaufen wollten. Wir wollten warten, bis wir durch die Alliierten evakuiert werden würden.

Am 14. Januar kamen die ersten Russen in die Stadt. Wir selbst sahen sie an dem Tag nicht, denn sie kamen nicht in das Krankenhaus.

Man hörte dann auch Artilleriefeuer und das Geräusch von darüber fliegenden Flugzeugen. Die Radios taten es nicht mehr und deshalb waren wir abhängig von den Erzählungen der sich zurückziehenden Armee an die deutschen Ärzte und was diese uns erzählten. Es wurde über die Stadt geschossen, aber Mordungen wurde, bis auf eine einzige Bombe, nicht getroffen. Als wir an einem bestimmten Zeitpunkt Gewehrschüsse in den Straßen hörten, beschlossen wir, die Wohnung in der Nähe des Krankenhauses zu verlassen und unsere Zuflucht im Krankenhaus zu suchen. Es war stockdunkel, als wir durch den Garten zum Krankenhaus liefen, weil auch hier abends alles verdunkelt wurde. An der Treppe zum Eingang des Krankenhauses stießen wir auf eine Leiche. Es war ein junger deutscher Soldat, eigentlich noch ein Kind von vielleicht 15 Jahren in Hitlerjugenduniform⁶. Hierdurch begriffen wir, daß die Russen sehr nahe in der Umgebung waren. Es war eine beängstigende Situation. Man war auf jedes Geräusch gespitzt. Beim Eintreffen im Krankenhaus sahen wir, daß die Patienten unten im Gang auf dem Boden lagen oder saßen. Dr. Veitinger hatte mit der Hilfe seines Personals sowie der Pfleger und der Schwestern seine Patienten, die gehen konnten, nach unten geholt. Es gab keinen Schutzraum im Krankenhaus. Wir hatten einen kleinen Fluchtkoffer mitgenommen, worin ein paar Kleider für ein Baby waren. Für uns selbst hatten wir keine extra Kleidung, wir hatten nur die Kleidung, die wir trugen. Die Kleidung, die wir in der Wohnung zurückgelassen hatten, sahen wir nicht wieder. Als es draußen etwas ruhiger geworden war, ging auf einmal die Tür auf. Die Franzosen waren auf der Suche nach uns und riefen: „Kommt schnell aus dem Krankenhaus heraus, weg von den Deutschen, das ist viel zu gefährlich“.

Auf dem Gelände des Krankenhauses, rechts der Vorderseite, gab es einen Luftschutzkeller. Wir sind mit zwölf Franzosen und noch ein paar ausländischen Männern in den Luftschutzkeller gegangen und haben uns so komfortabel, wie möglich auf den Boden gesetzt. Man muß sich das vorstellen: ich war die einzige Frau unter den Männern und jeden Augenblick konnte die Geburt unseres ersten Kindes einsetzen. Die Franzosen hatten wohl Mitleid und gaben einige Militärjacken um ein schönes Lager zu machen.

Ich weiß nicht, wie lange wir dort gesessen haben, aber auf jeden Fall eine Nacht. Ich saß nicht fortwährend in der Nähe von Papa, sondern lief hin und her, so recht und schlecht das ging. Ich versuchte, mich mit den Franzosen zu unterhalten. Piet konnte sich in fließendem Französisch mit ihnen verständigen, und das kam uns in dieser Situation sehr zu gute.

Auf einmal ging unter lautem Geschrei die Eingangstür des Luftschutzkellers auf. Es gab einen ohrenbetäubenden Lärm von Maschinengewehrfeuer. Da spürte ich zum ersten Mal Todesangst. Wir standen auf und jeder begann zu beten. Wir mußten, einer nach dem anderen mit erhobenen Händen aus dem Schutzkeller kommen. Draußen hörten wir das Rattern von Maschinengewehren, und wir dachten, daß wir, wenn wir aus dem Schutzkeller herauskommen, plötzlich niedergeschossen werden sollten. Ich konnte nicht mehr zu Papa

⁶ Andere Berichte sprechen von einer RAD – Reichsarbeitsdienst Uniform. Möglicherweise kannte Frau v. d. Toorn nicht den Unterschied. S:K.

gelangen. Er stand viel näher zum Ausgang als ich. Als ich die Treppe nach oben ging, langsam, wegen meines dicken Bauches und versteinert vor Angst, habe ich sehr gebetet, aber ich kann nicht mehr sagen, was ich gebetet habe. Als ich nach oben kam, sah ich direkt Piet und die Franzosen in einer Reihe stehen, lebend! Es lagen etliche Russen auf dem Gelände vor dem Krankenhaus, das Gewehr im Anschlag fegten sie damit das Gelände leer, für den Fall, daß noch deutsche Soldaten dort waren. Das war das Geräusch, das uns Todesangst bereitet hatte.

Alex, unser Dolmetscher, konnte uns, nach Verhandlung mit den Russen sagen, daß wir in das Krankenhaus durften, aber die Deutschen, die noch darin saßen, Ärzte, Schwestern, Krankenpfleger und Kranke mußten in die Baracke umziehen. Es war die umgekehrte Welt.

Als die Franzosen den deutschen Jungen in Uniform sahen, der direkt einen Genickschuß bekommen hatte, sagten sie.“ Wie dumm von ihm, daß er seine Uniform nicht ausgezogen hat.“

Alle Deutschen mußten also in die Baracke umziehen,(das waren vor allem Frauen, ein paar Kinder und alte Männer) und Dr. Veitinger und Frau Schwarz mußten für die Kranken in der Baracke sorgen. Wir saßen nun im Gang des Krankenhauses; und es gab noch ein kleines Schwesternzimmer, eine Art von Büro im Erdgeschoß, wo ich mich auf einen Stuhl setzen konnte.

Die Russen durchkämmten das Krankenhaus und die deutschen kranken Männer, die sie trafen, wurden nach draußen abgesondert und direkt durch Genickschuß getötet. Es wurden keine (Kriegs)gefangenen gemacht. Das habe ich durch das Fenster des Zimmers sehen können.

Auch eine russische Krankenschwester, die für die Deutschen hatte arbeiten müssen, wurde von ihre Landsleute totgeschossen. Es machte nichts aus, ob sie freiwillig hier arbeitete oder nicht, sie wurde als Überläufer angesehen.

Die Franzosen fanden das Schauspiel zu schrecklich für eine schwangere Frau und unter lautem Protest gegen die Russen liefen sie mit mir und Piet in den ersten Stock des Krankenhauses. Die Russen ließen uns damit in Ruhe. Die Franzosen nahmen zwei Säle in Gebrauch. Sie schlugen ein Loch in die Trennwand, so daß sie leicht aus dem einen in den anderen Saal kommen konnten, und sie begannen damit Bettgestelle und Matratzen zu schleppen. Piet und ich nahmen wieder das Zimmer in Gebrauch, in dem wir früher geschlafen hatten, bevor wir in die Wohnung gezogen waren.

Wir waren von einem Tag zum anderen unter russische Herrschaft gekommen. Es war eine sehr gefährliche Situation. Den Januar, Februar und einen Teil des März verbrachten wir wirklich in einer lebensbedrohenden Situation. Wir durften das Krankenhaus nicht verlassen, und ich wußte zu dem Zeitpunkt noch nicht, daß ich vier Monate im Krankenhaus eingesperrt bleiben würde. Tagsüber saßen wir, so oft wie möglich, in unserem Zimmer und wenn die Situation bedrohlich war, vertrauten wir auf die Franzosen im Saal. Dort haben wir in der Zeit des russischen Einfalles auch geschlafen. Dann lag ich auf dem Bett eines Franzosen unter einer eisernen Koje. Das war eine Koje, die gebraucht wurde, wenn ein Patient an den Beinen eine Verletzung hatte. Die Koje war also mein Versteck. Dank der Umsicht und der Hilfe der Franzosen blieb ich wahrscheinlich die einzige Frau in Mohrunen, die nicht vergewaltigt wurde. Piet stand dann in seinem weißen Kittel am Bett des „Patienten“ wenn ein Russe hereinkam, der übrigens immer von der französischen Wache auf dem Gang angekündigt wurde. Es dauerte oft lange, bis sich die Russen wieder aus dem Saal verzogen. Man versteht, daß ich mit angehaltenem Atem Stunden in der Koje verbracht habe.

Die ersten Tage waren sehr chaotisch. Wir durften nicht nach draußen, aber es war auch sicherer drinnen zu bleiben, denn die Russen zogen durch die Umgebung mit einem Gewehr und einer Wodkaflasche in der Hand. Es war ein unorganisierte Bande.

Wer sich draußen aufhielt, lief große Gefahr, direkt niedergeschossen zu werden. Obendrein gab es das große Problem, daß wir nicht direkt mit ihnen sprechen konnten, weil wir sie nicht verstanden.

Ich bin bis zum 7. Mai (meinem Geburtstag) drinnen geblieben. Nach der russischen Invasion standen am Eingang und auf jeder Etage des Krankenhauses russische Posten, und es liefen vier Wachen um das Krankenhaus. Die Franzosen hatten auf der ersten Etage auch eine Wache aufgestellt, an unserem Zimmer und an den beiden Sälen, in denen sie selbst blieben. Ich erinnere mich noch, daß das Maschinengewehr der russische Wache aussah wie ein Gewehr mit einer kleinen runden Trommel an der Vorderseite. Wir waren vollständig abhängig von diesen Wachen. Manchmal war dort ein russischer Soldat, der zum Spaß eine Handgranate vom obersten Stock des Treppenhauses des Krankenhauses hinunter warf. Man wußte dann nicht, was geschah, und man war auf alles vorbereitet. Wenn diese Soldaten den Befehl bekommen hatten, daß niemand auf die Treppe gehen sollte, dann schossen sie jeden nieder, der nach oben kommen wollte, ob es nun ein eigener Offizier oder ein gewöhnlicher Soldat war. Piet mußte dann versuchen, den Verletzten wieder zusammen zu flicken. Es gab überhaupt keine Disziplin in der russischen Armee. Wenn ein Offizier mit schönen Stiefeln, in Richtung Wache kam, konnte es passieren, daß er eine Pistole unter seine Nase bekam, und er konnte dann nicht anders, als seine schönen Stiefel auszuziehen und in die Schuhe des Wachpostens umzusteigen. Ich habe verschiedene Male gesehen, wie das geschah und bekam dann, ungeachtet der gefährlichen Situation beinahe einen Lachanfall.

Als ich einmal aus unserem Zimmer kam, wurde ich im Gang unter Drohung mit einer Pistole gegen die Wand gedrückt. Mit seiner Waffe bedeutete die russische Wache mir, daß ich in den Saal der Franzosen gehen mußte. Als ich herein kam, sah ich Männer in einer Reihe stehen, ich wurde zwischen sie gestoßen. Die Franzosen standen an der Seite des Saales und auch sie konnten, denke ich, nichts unternehmen. Es war totenstill. Ich schlug meine Augen nieder und guckte schräg nach links von mir und sah zwei Männer neben mir stehen, daneben den weißen Kittel meines Papas. Es ist sehr verrückt, aber ich hatte keine Angst. Ich dachte nur: „Kind, du wirst sterben und ich werde sterben, aber wir bleiben zusammen.“ Es war eine Beruhigung für mich, daß ich mein Kind nicht allein zurücklassen würde. Wie fremd es auch klingt, ich war auch froh, daß ich im Franzosensaal stand. Die Wache schoß erst einen Mann links von mir nieder. Ich sah nichts Weißes neben mir herunter flattern. Ich sah den weißen Kittel von Piet noch in der Reihe stehen! Dann wurde noch jemand auf der rechten Seite totgeschossen. Danach begann die Wache zu gröhlen vor Lachen und verließ den Saal. Die erschossenen Männer waren Polen, die wir nicht kannten. Ich habe keine Träne vergossen, wie verrückt das auch klingt. Ich hatte weniger Angst, als beim Verlassen des Schutzkellers, als wir das erste Mal mit den Russen konfrontiert wurden. Die Franzosen und Piet besprachen dann miteinander, wie sie es für mich sicherer machen konnten. Ich sollte ab jetzt nicht mehr allein auf den Gang gehen, und ich sollte immer eine französische Leibwache neben mir haben, wenn Piet zu den verrücktesten Zeiten gerufen wurde, um Hilfe zu leisten. Wenn man im Krankenhaus war, konnte man im Gang unter Drohung in einen Saal gezerrt und vergewaltigt werden.

Das Krankenhaus war völlig intakt von den Russen übernommen worden. Die Russen bekamen diesen Teil eigentlich geschenkt. Die Deutschen waren geflüchtet und Gefechte zwischen Russen und Deutschen haben wir nicht gesehen. Das ist mit Königsberg ganz anders verlaufen. Dort leisteten die Deutschen, Mann für Mann, Widerstand, um diese wichtige Hafenstadt möglichst nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen. Die Stadt Mohrunen war kaum beschädigt, ebensowenig das Krankenhaus. Denn, soviel wir wußten, lagen die Deutschen in der Baracke (ich habe dorthin nicht wieder einen Schritt über die Schwelle getan), die deutschen Männer, die nicht evakuiert waren oder hatten flüchten können, waren

getötet und die deutschen Ärzte und Schwestern konnten mit ihrer Arbeit noch eben fortfahren. Der Direktor und seine weiblichen Kollegen durften im Krankenhausgebäude schlafen. Veitinger hatte ein kleines Zimmer neben dem unsrigen. Nach den ersten paar Tagen kamen verletzte, vergewaltigte Frauen und kranke Kinder aus der Umgebung in das Krankenhaus. Sie kamen aus eigener Kraft oder wurden von den Russen gebracht. Das Krankenhaus füllte sich so wieder, vor allem durch Frauen, Kindern und neugeborenen Babys, und Piet tat was er konnte für die Patienten.

Als die ersten (männlichen) Stoßtruppen vorüber gezogen waren, kamen russische Frauen daher. Was dann geschah, ist kaum in Worten auszudrücken. Die erste Gruppe etwa 150 Frauen hat die ganze Menge kurz und klein geschlagen. Sie begannen im Souterrain, in der Küche. Ich wurde durch einen entsetzlichen Lärm aufgeschreckt und lief zum Gang auf dem ersten Stock, um über das Geländer in das Treppenhaus hinunter gucken zu können. Sie schlugen alles entzwei, was sie in ihre Hände bekamen. Fensterscheiben fielen. Danach sah ich sie nach oben kommen. Im ersten Saal zerschlugen sie die Fenster, warfen die Patienten aus den Betten und warfen Betten und Matratzen nach draußen und packten dann, so entsetzlich; die Babys, die im Saal lagen und warfen sie aus dem Fenster, um sie zu vernichten. Sie packten sie fest als ob es Objekten wären. Wie konnten diese Frauen so etwas tun? Was mußte man mitgemacht haben, um so gestört zu reagieren? Als zu uns durchdrang, was vorging, sind wir mit ein paar Menschen in völliger Panik und im Schock durch die Säle gerannt und haben Babys mitgenommen und sie in einem (medizinischen) Raum mit einer Tür, auf der ein Totenkopf war, auf den Boden gelegt. In den Sälen lagen ostpreußische Frauen und Männer, auch solche verschiedener Nationalität. Es gab kein getrennten Männer- und Frauensäle mehr. Ich weiß nicht mehr, ob jemand in dem Raum geblieben ist, um die Babys ruhig zu halten. Wenn es so gewesen ist, dann ist es ein Held gewesen. Die Russinnen gingen durch alle Säle und ließen, Gott sei Dank, dies Zimmer unberührt. Wir haben auf diese Weise vielleicht sechs Babys retten können. Den Saal der Franzosen ließen sie auch in Ruhe. Auch wir selbst, das heißt die Franzosen, Piet und ich blieben verschont, wahrscheinlich wegen der französischen Flagge auf unser Kleidung. Die Russinnen schossen, obgleich sie bewaffnet waren, niemanden nieder. Sie waren vollständig uniformiert, aber ich konnte nicht sehen, wer die Leitung hatte. Im Operationssaal waren zwei der drei Tische völlig verwüstet, aber die Fenster blieben ganz. Ich weiß noch, daß sie schrien: „Deutsche Kultura Kaput“. Nachdem dieser menschliche Tornado vorüber war, herrschte ein große Niedergeschlagenheit und ein ergreifender Schmerz unter den Müttern der umgekommenen Kinder. Ich weiß noch, daß ich ihnen über ihre Köpfe strich, aber gleichzeitig hielt ich Abstand, um mich gegen alles zu wappnen, was noch möglich werden könnte. Dieses entsetzliche Geschehen muß Ende Januar stattgefunden haben, als ich noch hochschwanger und noch nicht mit meinem Kind niedergekommen war. Ich weiß sicher, daß ich nicht geheult habe, das ist doch nicht normal? Draußen mußten die Leichen geborgen werden. Daran habe ich mich nicht beteiligt. Ich weiß, das unsere französischen Freunde daran teilgenommen haben, und ich mochte mit ihnen nicht mitwirken. Betten und Matratzen wurden wieder herein gebracht. Nach diesem Vorfall konnte Piet nicht mehr arbeiten. Es gab nichts mehr, alles war entzwei.

Nachdem es wieder ruhiger geworden war, richteten Piet und Dr. Veitinger provisorisch einen Operationsraum her. Auch eine Anzahl von Russen half mit, weil ein eingerichteter Operationsraum auch für sie von Vorteil war. Die Ärzte baten die Russen um Instrumente, Petroleumlampen, Verbandsmaterial und Medikamente, so daß sie zumindest wieder arbeiten konnten. Die Fenster wurden repariert und dichtgemacht. Es kamen danach auch wieder Frauen und Kinder in das Krankenhaus. Dr. Veitinger und sein Personal arbeitete jetzt sowohl in der Baracke als auch im Krankenhaus. Piet ist nicht mehr in der Baracke gewesen. Er durfte nicht aus dem Krankenhaus heraus. Die Franzosen hielten sich nicht an das Verbot und gingen regelmäßig auf Streifzug. Die Russen hatten zwar ihre eigenen Ärzte, aber die

russischen Soldaten wurden auch oftmals zur Behandlung in das Krankenhaus gebracht. Sie blieben dort nicht über Nacht sondern gingen nach der Behandlung wieder zurück in ihre Unterkunft. Sie kamen auch, wenn sie sich Geschlechtskrankheiten (mit Namen Syphilis) zugezogen hatten. Papa hatte in einem Schrank Medikamente für Pferde und Kühe gefunden. Es war immer ein ländliches Gebiet gewesen, wo die Bauern, auch um Rat für ihr Vieh im Krankenhaus fragten. Mancher Russe ist (buchstäblich) mit einem Pferdewagen zufrieden weggegangen. Was sollte Papa anders tun?

Es fehlte an allem, an Medikamenten, an Verbandszeug und an Verpflegung. Es gab nun keine Essenbons mehr zu verteilen, denn in dem ganzen Gebiet war kein Geschäft mehr offen. Die Menschen mußten aber sehen, wie sie etwas zu essen bekamen. Weil es ein Bauernland war, konnte man leicht Tiere stehlen und aufessen. Wir waren vollständig abhängig von den Russen. Wir bekamen Essen für die Patienten, und wir aßen davon auch mit. Ich kann mich ganz und gar nicht mehr daran erinnern, was das für eine Art von Essen war. Piet nannte es später „kuch“.

Zwei Wochen nach der russischen Invasion fragte sich Piet, wo die Schwestern des Krankenhauses geblieben waren. Die Schwestern waren Diakonissen (Christlich-Protestantische Krankenpflegerinnen). Er hatte sie schon einige Zeit nicht mehr gesehen, nachdem sie aus dem Krankenhaus in die Baracke gewiesen worden waren. Dr. Veitinger hatte sie auch schon ein paar Tage vermißt und dachte, daß sie vielleicht aufgegriffen oder auf Transport geschickt worden waren. Er war jedoch nicht in der Position, daß er die Russen danach zu fragen wagte. Piet brauchte die Schwestern im Krankenhaus, weil es immer drückender mit den Patienten wurde, aber er bekam keine Antwort bei dem Versuch, die Schwestern im Krankenhaus arbeiten zu lassen. Weil Piet der Situation nicht traute, gingen wir mit einigen Franzosen durch das ganze Krankenhaus. Wir untersuchten jedes Stockwerk und kamen letztendlich über eine Treppe, die man einziehen konnte, auf den großen Dachboden. Dort trafen wir zuerst auf zwei tote Pfleger. Dann wußten wir, daß auch die Schwestern hier sein mußten. Wir fanden sie auch, und sie lagen tot nebeneinander, Hand in Hand. Gläser mit gefrorenem Wasser standen bei den Leichen. Sie hatten Gift eingenommen, weil sie nicht hatten flüchten können, und sie waren wahrscheinlich alle von den Russen vergewaltigt worden. Später, als wir schon lange wieder in den Niederlanden war, hörte ich von Piet, daß die Oberschwester lesbisch gewesen sein soll, sie lag dort mit ihrer Freundin in tödlicher Umarmung. Wir haben sie dort ruhig liegen lassen. Die Leichen waren steifgefroren. Es war Anfang Februar 1945. Als die Leichen der Schwestern dann später im Frühjahr (April) von den Russen durch ein größer gemachtes Dachfenster nach draußen geworfen wurden (die Leichen begannen schon zu stinken und Piet deutlich gemacht hatte, daß Gefahr von ansteckenden Krankheiten bestand), sahen Papa und ich von unserm Zimmer die Leichen mit flatternder Kleidern vorbei an unserm Fenster hinunter fallen. Wir sagten zueinander: „O, dort geht die Sterilisationsschwester und das ist die Küchenschwester“ und das alles ohne eine Spur von Emotion. Daraus kann man sehen, wie abgestumpft wir waren. Das tut ein Krieg mit den Menschen! Es ist, als ob die Seele sich zurück zieht.

Die russische Frauentruppe steckte alles in Brand, Häuser und Bauerngehöfte und zerstörte alles, was ihr vor die Füße kam. Man wandte die Taktik der verbrannten Erde an, wie es die Deutschen in ihrem Land getan hatten. Sie wußten damals schon, daß dieser Teil Ostpreußens an Polen gehen würde. Auf der Grundlage der Beschlüsse von Jalta im Februar 1945 mußte das Gebiet östlich des Flusses Oder an Polen abgetreten werden, und alle Deutschen mußten dieses Land, in dem sie seit Generationen gewohnt hatten, verlassen, als kollektive Strafe für die Missetaten der Nazis. Die Polen bekamen dieses Gebiet auch als Kompensation für das große Gebiet, das sie an die Sowjetunion abtreten mußten! Der Teil, der russische Zone werden sollte, wurde durch die Frauentruppe unberührt gelassen und blieb intakt, und dort wurden keine Häuser in Brand gesteckt.

Die russischen Männer mißbrauchten, wie in jedem Krieg und zu allen Zeiten die Frauen. Das geschah jedoch in sehr großem Ausmaß. Viele deutschen Frauen verummten sich oder machten sich älter, im Bestreben, den Vergewaltigungen zu entgehen.

Ich selbst kam nicht mehr nach draußen. Ich half wohl noch einmal, als auf das Gelände des Krankenhauses eine Feldküche gebracht wurde und Lastkraftwagen mit nur kleinen (verwaisten?) deutschen Kindern ankamen. Diese Kinder liefen verlassen durch das Land und wurden durch die Russen zusammengetrieben. Es war eine Gruppe von vielleicht sechzig Kindern im Alter von vier bis zwölf Jahren. Älter waren sie sicher nicht, denn dann hätten sie zur Hitlerjugend gehört und hätten eine andere „Behandlung“ durch die Russen erhalten. Es war ein trauriger Anblick, all die weinenden und schlotternden verstörten Gesichter. Wir gaben ihnen zu essen und sie wurden in einem Raum links von dem Tor des Krankenhauses untergebracht. Ich weiß noch, daß wir versuchten ihre Kleidung zu säubern und Papier in ihre Unterhosen stopften denn ein sanitäre Haltestelle gab es nicht unterwegs. Es ist unglaublich, aber einige Kinder lachten uns noch an. Wir hatten natürlich keine saubere Kleidung für sie. In einer Nacht wurden die Kinder wieder mit Lastwagen weggefahren, in Richtung Rußland. Wie soll man um diese Kinder traurig sein? Was ist dort mit diesen Kindern geschehen? Ich hoffe nur, daß sie von russischen Frauen aufgenommen wurden, die selbst ein Kind im Krieg verloren hatten, aber ich vermute, daß sie in Rußland in ein Waisenhaus gekommen sind.

Ich konnte nichts für diese Kinder tun, weil meine eigene Situation sehr unsicher war und ich selbst an die Zukunft meines eigenen, noch ungeborenen Kindes denken mußte. Als die Lastwagen wegfuhr, habe ich um diese Kinder geweint.

Ich fand es auch sehr befremdend, als ich etwa 20 russische Offiziere mit einem kleinen Kind sah, das vollständig in eine Uniform gekleidet war. Sie nannten diese Kinder ihren „Sohn“ aber wahrscheinlich war das nicht wahr, und diese Kinder wurden als Maskottchen für die Abteilung der Armee benutzt.

Wenn ein verletzter russischer Soldat hereingebracht wurde, dann wurde Papa in den Operationsraum des Krankenhauses gerufen. Auch Dr. Veitinger und sein Personal mußte dann helfen. Einige Zeit später stand Papa völlig allein da, weil der Direktor und Frau Schwarz nach Rußland transportiert wurden, während Frau Weiß an Typhus erkrankte. In Rußland mußte Veitinger, wie wir viel später bei seinem Besuch in den Niederlanden hörten, in einer Mine arbeiten. Weil keine Krankenpfleger mehr da waren, half ich Piet manchmal bei den Operationen, zusammen mit zwei Franzosen.

Für Papa brach eine lebensgefährliche Zeit an. Er mußte Operationen ausführen, zu denen er nicht befugt war und manchmal dazu auch nicht imstande war. Ein paarmal stand er bei der Operation und bekam eine Pistole an die Schläfe gedrückt. Man brauchte keine große Phantasie zu haben, um zu erraten was geschehen würde, wenn der Patient während der Operation sterben würde. Wenn ein operativer Eingriff angesagt war, mußte er nach deren Ablauf zusammen mit dem Kameraden des Patienten oder mit dem Vorgesetzten eine Flasche Wodka hinunterkippen. Vor Beginn der Operation bekam ein verletzter Soldat übrigens auch das Nötige zu trinken, um Mut zu haben. Piet wurde auch gewitzter, um heimlich sein Glas oder ein anderes selbst Gebrautes längs dem Stuhlbein herunter laufen zu lassen. Es gab kaum einen Russen, der nüchtern war. Sie waren sehr unberechenbar. Piet war ihr großer Kamerad und bekam viel Schulterklopfen, aber ebensogut konnte im nächsten Moment eine Pistole gegen seinen Kopf gedrückt werden. Es sind auch bei den Operationen, die Piet ausführte, Menschen gestorben. Doch hatte Piet glücklicherweise davon keine schlaflosen Nächte. Er tat was er konnte, und es machte ihm nichts aus, welche Nationalität sein Patient hatte. Er tat wirklich, was in seinem Vermögen lag und schloß sich so weit wie möglich vor allem Elend und Gefahr während der Operation ab.

Eines Abends machten die Russen so viel Radau, daß sich Piet und ich hinter einem Schrank in unserem Zimmer versteckten, der in der Ecke stand. Die Franzosen schoben den schweren Schrank vor uns. Es war der einzige Ort, an dem wir uns verstecken konnten. Selbst der Saal der Franzosen war an diesem Tag nicht sicher genug. Wir verbrachten dort eine ganze Nacht, ich mit meinem dicken Bauch. Diese Nacht habe ich im Traum noch oftmals wieder erlebt.

Doch kann man auch immer auf gute Menschen treffen. So gab es einen kleinen Russen, wir nannten ihn „der kleine Leutnant“, der uns wirklich geholfen hat. Die Russen, die - niedriger im Rang - Wache standen, dachten, daß ich seine Geliebte sei, weil wir oft beieinander standen und in gebrochenem Deutsch sprachen. Hierdurch ließen die Posten mich, so lange der kleine Leutnant mit dem Krankenhaus zu tun hatte, in Ruhe. Aber ich mußte immer auf der Hut sein und aufpassen, daß ich nicht eine Sekunde mit den Russen allein war. Frau Schwarz wurde einmal von Russen umringt, als sie allein in einem Büro des Krankenhauses war. Sie mußte mit nach draußen und wurde zu einem Kommandoposten gebracht. Wir sahen sie danach nicht mehr. Nicht viel später hörten wir, daß sie, nachdem sie vergewaltigt wurde, nach Rußland gebracht worden ist. Nach Monaten der Gefangenschaft ist sie endlich wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

Wenn ein Russe mit mir sprach, lehnte ich meinen Kopf so weit wie möglich zurück, sie spuckten nämlich schnell ins Gesicht oder vorbei. Wir waren, genauso wie unsere französischen Freunde, vollständig von ihnen abhängig und konnten zu keiner Seite fort. Die Russen blockierten bei ihren Aufmarsch nach Berlin den Weg in unser eigenes Vaterland, das weiter weg war.

Typhus

Es muß im April gewesen sein, als die Franzosen, die Nachricht bekamen, daß sie repatriert werden sollten. (Es war noch bevor die Leichen der Schwestern nach unten geworfen wurden). Sie sollten mit Lastkraftwagen nach Rußland gefahren werden und von dort zurück nach Frankreich kommen. Ich kann nicht erzählen, wie schrecklich wir das fanden, von unseren Freunden Abschied zu nehmen. Die ganze Zeit hatten wir uns in einer Gruppe zumindest einigermaßen geschützt gefühlt. Jetzt sollten wir zu dritt zurückbleiben. Wir weinten und die Franzosen auch. Sie gaben uns ihr französisches Geld für unsere Rückreise. Das Geld würde ihnen doch bei ihrer Rückreise durch Rußland abgenommen werden. Sie waren der Meinung, daß wir das Geld viel nötiger hatten als sie selbst, wenn wir zu zweit und einem Baby viel mehr verwundbar waren. Wir bekamen all das Essen, einschließlich der Konservenbüchsen, die sie noch besaßen und Milchpulver für Wim. Alex gab uns noch eine Adresse eines Onkels und einer Tante in Warschau „wenn ihr nach Hause geht, dann geht nach Warschau, um bei meiner Familie zu übernachten. Sie können euch sicherlich weiter helfen“ Alex versprach uns auch, daß er in der „Schie“ anrufen würde, wenn sie sicher in Frankreich zurück seien. Er hat das auch getan und konnte der Familie erzählen, daß wir am Leben sind und einen Sohn haben. Wir hörten später, daß die Franzosen auf der Rückreise sehr gut von den Russen behandelt worden sind. Die Franzosen hatten uns verschiedene Male das Leben gerettet, und ich bin froh, daß ich eins unserer Kinder nach Alex genannt habe, um diesen Mann zu ehren.

Sobald wir also allein waren, mußten wir noch mehr auf unsere Sicherheit acht geben. Die Situation hatte sich äußerlich wohl verbessert, aber Überraschungen konnten noch auftauchen. Piet stand zum Beispiel einmal am Eingang des Krankenhauses um Luft zu schöpfen, als ein Russe zu ihm kam und das Gewehr auf ihn richtete mit der deutlichen Absicht, ihn zu erschießen. Er hatte inzwischen eine spezielle Antenne bekommen um zu beurteilen, ob eine Situation gefährlich war oder nicht. Piet war davon überzeugt, daß diese Mann schießen würde und begann doch herzlich zu lachen.

Er wußte hinterher selbst nicht, warum er so reagiert hatte. Der Russe erstarrte, begann dann selbst auch zu lachen und gab Piet einen Klaps auf die Schulter.

Um uns selbst doch besser zu beschützen, haben wir in einem Zeitpunkt ein großes Blatt Papier mit dem russischen Wort „Typhus“ auf unsere Zimmertür geklebt. Die Russen hatten eine Todesangst vor ansteckenden Krankheiten. So hofften wir in unserem Zimmer sicherer zu sein, denn wir hatten keinen Schutz mehr durch die Franzosen. Wir schliefen nicht zur gleichen Zeit. Es blieb immer einer wach, damit er über Wim wachen konnte. Ich selbst schlief meiste von 22.00 Uhr bis 4.00 Uhr und Piet von 4.00 Uhr bis 8.00 Uhr. In seinem späteren Leben hatte Piet immer an ein paar Stunden Schlaf pro Nacht genug gehabt. Das kam ihm zugute bei vielen Geburten, die nachts stattfanden.

Jetzt, wo die Franzosen weg waren, war der kleine Leutnant mein Retter. Ich konnte sein gebrochenes Deutsch einigermaßen verstehen, und die Posten hatten wohl verstanden, daß sie mich in Ruhe zu lassen hatten, so lange der Leutnant in der Nähe war. Eines Tages nahm er weinend Abschied von uns, weil er zur Front nach Berlin versetzt wurde.

Ansteckende Krankheiten waren zu der Zeit eine große Gefahr und ein Ausbruch konnte unter diesen hygienischen Umständen mit einer nicht funktionierenden Wasserleitung dann auch nicht ausbleiben. In den Dörfern wurde auf deutsch ausgerufen, daß sich die Menschen gegen Typhus im Krankenhaus impfen lassen sollten. Papa hatte ein paar hundert Ampullen von den Russen bekommen. Die Russen sorgten selbst für ihre eigenen Leute.

Innerhalb kurzer Zeit lag das Krankenhaus voller Typhuspatienten verschiedener Nationalität, wie Ostpreußen, Tschechen, Ungaren und Polen. Das Krankenhaus war zu klein. Die Kranken lagen auf Matratzen auf dem Boden in speziellen, für sie frei gemachten Sälen. Ich hatte Wim zu der Zeit immer in einem Tuch auf meinen Rücken gebunden (eine polnische Frau vom Lande hatte mir gezeigt, wie ich Wim am besten tragen konnte) und ihn keine Sekunde allein gelassen. Er war immer bei mir, wenn ich in die Krankensäle ging, um die Kranken zu verbinden oder beim Essen oder Trinken zu helfen. Nun war das Risiko wirklich zu groß geworden. Ich blieb so viel wie möglich von den Sälen, wo die Typhuskranken lagen, weg, aber ich kam nicht immer dagegen an. Manchmal war es so traurig um zu sehen, wie krank sie waren. Dann streichelte ich ihnen über ihren Kopf und blieb etwas bei ihnen. Diese Periode war körperlich die ruhigste Zeit für mich. Ich blieb häufig arbeitslos mit Wim in unserem Zimmer. Ich wollte ihn von den kranken Menschen fernhalten und konnte ihn auch nicht allein in unserem Zimmer zurücklassen. Das war viel zu gefährlich. Hauptsächlich in dieser Periode während der Epidemie haben Piet und ich uns mental verändert. Um Menschen auf diese Weise sterben zu sehen, das ist so herzerreisend um an zu sehen. Ich hatte in meinem jungen Leben noch sehr wenig Menschen sterben sehen, und ich hatte auch keinen medizinischen Hintergrund. Aber auch für Piet, der halbe Tage lang am Operationstisch stand obgleich er kein Chirurg war, war es eine schwere Zeit. Die Typhuspatienten ließen alles unter sich laufen und brachten das Essen heraus. Man konnte ihnen nur etwas Wasser geben. In dieser Periode sind schrecklich viele Menschen gestorben. Jeden Tag zeigten wir den Wachen mit den Fingern, wieviel Tote es waren. Dann kamen so schnell wie möglich russische Soldaten, um die Leichen abzuholen. Doch lag ein Toter manchmal zwischen den Kranken. Die Stelle, wo der Tote gelegen hatte, konnte man nicht entsorgen. Der nächste Kranke wurde dann auf dieselbe Matratze gelegt. Wir hatten auch keine Handschuhe, um uns zu schützen. Ich hatte nur ein Bottich mit Wasser um einen Patienten ein bißchen zu säubern, und ich weiß noch, daß ich nach Stofflappen suchte, um sie ein bißchen sauber zu machen. Mit Verwunderung sprachen wir später darüber, wie es doch möglich war, daß Piet vollständig vergessen hatte, für uns drei Ampullen zurück zu halten. Wir haben keine Impfung bekommen. Auch Wim nicht.

Es gab natürlich auch „gewöhnliche“ Patienten. Wenn Verwandte einen Patienten brachten, fragte Piet immer, ob es dabei Angehörige gab, die im Krankenhaus helfen wollten. Es waren keine Krankenpfleger sondern Bauersfrauen, und als Vergütung bekamen sie dann für ihre Kinder, die zu Hause geblieben waren, zu essen mit. Es war meine Aufgabe, die Frauen in das Krankenhaus

einzuführen. So bekam Piet doch noch Hilfe. Wenn Piet russischen Soldaten medizinische Hilfe leistete, dann begann er nach Geld oder Schmuck zu fragen. Wir mußten uns ja auf die Rückreise in unser Heimatland vorbereiten. Wir begriffen, daß wir nicht von den Russen repatriert werden würden. Wir mußten dies selbst versuchen und brauchten dazu Geld..

Wim gedieh großartig. Ich gab ihm alles zu essen, was ich zerkleinern konnte. Das Krankenhaus besaß auch noch einen Obstgarten mit Apfel – und Birnbäumen. Sobald wir wieder nach draußen durften und die Situation etwas sicherer geworden war, konnten wir ein paar Früchte pflücken. Sobald Wim sie ausspuckte, gab ich sie ihm nicht mehr. Wenn ich jetzt zurück denke, finde ich es eigentlich sehr seltsam, daß ich die ganze Zeit nicht gekocht habe. Es gab eine zentrale Küche im Krankenhaus und darüber hinaus kochte ich selbst etwas auf dem Ofen in unserem Zimmer in der Villa hinter dem Krankenhaus. Wim war so ein liebes Baby, und nach meiner Erinnerung weinte er fast nie. Jeden Tag schaute ich vollständig nach, ob er keine (Kleider)läuse hatte. Die Läuse saßen vor allem in den Nähten der Kleider. Ich hielt Wim so sauber, wie ich nur konnte. Auch unsere Kleider untersuchte ich jeden Abend. Und ich trug immer ein Tuch (meistens eine weiße dünne Windel) auf meinem Kopf. Ich habe auch einige Zeit einen weißen Kittel des Krankenhauses getragen, um mein Kleid zu schonen. Mein Kleid war so schmutzig geworden war, daß ich es nicht mehr sauber bekam und es wegwerfen mußte. An meinem Geburtstag am 7. Mai kam ich nach vier Monaten zum ersten Mal wieder nach draußen und sah auf dem Gelände vor dem Krankenhaus ein offenes Massengrab. Dies Grab wurde von deutschen Kriegsgefangenen gegraben.

Sie wurden mit Lastkraftwagen von russischen Fahrern herbei gefahren und blieben in einem Lager außerhalb Mohrungens. Wir haben sie graben sehen, und als Piet und ich nach draußen gingen (Wim das erste Mal nach vier Monaten!), hörten wir einen der Männer sagen: „Ich begehe einen Mord für eine Zigarette“. Piet hatte sich gerade eine Zigarette angezündet. Aber er durfte sie für ihn doch nicht auf die Erde fallen lassen, so daß der Mann sie aufnehmen konnte. Wir waren immer von Russen umringt. Den ganzen Vorfall nahm Piet doch nicht so leicht, denn er sagte mir noch später darüber: Das Leben seiner Frau und seines Kindes war wichtiger als das Bedürfnis eines deutschen (Graber?)

Es gab auch noch ein Grab, aber viel kleiner und hinter dem Krankenhaus am Zaun. Die Schwestern und Pfleger wurden zusammen mit Frau Weiß, die trotz der Pflege ihrer Kolleginnen an Typhus gestorben war, in dem kleinen Massengrab begraben. Frau Weiß blieb bis zuletzt in einem Einzelzimmer. Ich habe sie ab und zu besucht und war erstaunt, daß sie diese Krankheit trotz der Injektion bekommen hatte. Piet, ich und unser Baby waren doch die einzigen in unserer Umgebung, die keine Impfung gegen den Typhus erhalten hatten. Ich fand es traurig, daß Frau Weiß es nicht überlebte, doch betraf es mich nicht wirklich.

Die Russen haben uns nach dem 7. Mai Wohnraum in einer Villa hinter dem Krankenhaus gegeben. Das war möglicherweise zum Schutz, aber wir sahen das in dem Moment nicht so. Unser Zimmer im Krankenhaus wurde direkt für Typhuspatienten gebraucht. Wir hätten am liebsten in Veitingers Villa wohnen wollen, aber sie war durch Russen besetzt. Hinter dem Krankenhaus gab es eine breite Straße mit Villen auf beiden Seiten und die zu dem Bahnhof führte. Das erste große Haus auf der rechten Seite wurde unser zu Hause. Im Erdgeschoß waren russische Soldaten untergebracht und wir hatten im ersten Stock ein Zimmer und ein Bad. Wir bekamen auch noch einen Ofen, auf dem wir auch kochen konnten. Sie schlugen einfach ein Loch in die Mauer, um ein Rohr nach draußen zu stecken. Auf demselben Stockwerk wohnte noch eine russische Ärztin, zu der wir überhaupt keinen Kontakt hatten. Es war möglicherweise gut gemeint von den Russen, aber wir wollten uns in dem Haus nicht eingewöhnen, denn wir konnten die Tür unseres Zimmers nicht abschließen. Es kamen häufig Russen und klopfen an die Zimmertür oder kamen herein und fragten nach Medikamenten gegen Syphilis. Sie wußten, daß er Arzt war. Sie hatten die Arme voller gestohlener Uhren. Nachdem Piet ihnen geholfen hatte, bat er als Gegenleistung um Essen oder Schmuck.

Ich weiß nicht mehr, was wir in der Periode gegessen haben. Ich habe aus Mehl und Milch Pfannkuchen auf dem Ofen gebacken, und wir haben auch einmal viel Butter von den Russen bekommen. Die Butter bewahrten wir in dem Bad auf, das nicht benutzt werden konnte, weil es immer noch kein fließendes Wasser gab.

Piet hat selbst einmal, nachdem er einen Russen behandelt hatte, eine Kuh bekommen. Die banden wir im Garten der Villa mit einem Strick an, aber bedauerlicherweise wurde sie am folgenden Tag gestohlen. Ich hatte schon die Vision von herrlicher, frischer Milch für unser Baby und uns selbst. In der Villa saßen russische Soldaten, aber ihr Kommandant wohnte in eine großen Bauernstall. Sie nahmen nicht, wie die Deutschen, alle Gebäude in Besitz. Der Kommandant lud uns einmal zu einem Fest ein. Wir mußten die „Einladung“ annehmen, weil er die höchste Autorität in unserem Gebiet war. In einem großen Stall befanden sich im Erdgeschoß Büros, Tische und Stühle und ein Bett für den Kommandanten. Das Fest fand im ersten Stock statt. Dort standen einfache Tische und Stühle für den Kommandanten und seine Gäste, darunter auch wir; es gab einen großen separaten Tisch mit komfortablen Stühlen. Es gab Getränke, es gab ein Radio, das für die Räume schmetterte und auf einem Tisch in einer Ecke stand ein Grammophon mit Hunderten von Platten dabei. Um uns herum wurden Frauen vergewaltigt. Ab und zu riefen sie um Hilfe, während wir mit dem Baby auf dem Schoß dabei saßen. An der Tafel des Kommandanten konnten wir wirklich nichts für diese Frauen tun! Bei den Soldaten drehte sich alles um ihre Männlichkeit als eine natürlich Verlängerung des Laufes ihres Gewehres. Ich hatte große Angst vor diesen ungesitteten Kerlen. Ich schaute geradeaus vor mich hin und schloß mich von den Geräuschen um mich herum ab und ließ den Wodka, der mir angeboten wurde an meinem Kinn vorbei durch meine Kleidung nach unten fließen. Piet sah ich das eine um das andere Glas unter seinen Stuhl ausgießen. Der Kommandant bemerkte es nicht, er hatte die Übersicht verloren. Dann geschah etwas, worüber Piet und ich noch oft sprachen. Während ich mich von all dem Trubel und den Vergewaltigungen, die unter unseren Augen stattfanden, abschloß, legte ein Russe eine Platte auf. Darauf hörten wir sehr laut einen Männerchor das „Ave Maria“ singen. Piet und ich erstarrten in dem Moment. Es war so absurd, das Lied in der höllischen Umgebung zu hören. Der Kommandant sah, daß wir auf die Musik reagierten und zu unserm Entsetzen gab er ein Zeichen, daß das Ave Maria noch einmal gespielt werden sollte. Danach wurde mir beinahe schlecht. Ich konnte diese Musik nicht mehr hören ohne die Bauernscheune vor Augen zu haben. So bald wir konnten und die Zustimmung des Kommandanten bekamen, gingen wir weg. Später dachte ich, daß das wohl nur die Fantasie der Erinnerung gewesen ist, aber weil Piet und ich das zusammen mitgemacht hatten, wußten wir, daß es Wirklichkeit war.

Die Russen beteiligten sich immer weniger am Krankenhaus, weil immer mehr Polen in das Gebiet kamen und es übernahmen. Papa hatte dem Kommandanten deutlich gemacht, daß er weggehen wollte und daß ein polnischer Arzt kommen müsse, um das Krankenhaus zu übernehmen. Anfang Juni kamen die Polen in das Gebiet, und nicht viel später kam der erste polnische Arzt in das Krankenhaus, zusammen mit polnischen Krankenpflegern. Die polnischen Krankenpfleger schiefen in Wohnungen in der Nähe des Krankenhauses. Die Patienten bekamen wieder Zuwendung und bessere Versorgung. Die Typhusepidemie war glücklicherweise auf dem Rückzug und nachdem die Wasserleitung wieder hergestellt worden war, wurden die hygienischen Bedingungen auch wieder besser. Piet arbeitete jetzt mit den Polen zusammen, was kein ungeteilter Erfolg genannt werden konnte. Das kam vor allem daher, daß einige Kommunisten dabei warten, und es nun ordentlichen Streit zwischen diesen Kommunisten und Oppositionellen gab. Die Kommunikation verlief in französisch. Von den polnischen Pflegern hörte Piet, daß der polnische Arzt ein „foute communist⁷“ war. Die Polen verrichteten in hohem Tempo viel Wiederaufbauarbeiten in dem Gebiet, das ihnen jetzt gehörte. Außerhalb des Krankenhauses blieb noch vieles chaotisch. Die Russen zogen noch immer durch das

⁷ Verdammter Kommunist

Gebiet in Richtung Berlin, und die Polen begannen die übriggebliebenen Ostpreußen zu vertreiben, die später als sogenannte "Heimatvertriebene" bezeichnet wurden.

Wir wollten weg, zurück nach Hause. Piet konnte seine Arbeit auf Polen übertragen, die uns lieber heute als morgen weggehen sahen, was wir am besten verstehen konnten. Wim war jetzt fünf Monate alt, und wir dachten, daß er die Rückreise gut überstehen würde. Wir begannen Vorbereitungen für unsere Rückreise zu treffen. Wir baten den Kommandanten um einen Brief um gute Behandlung um unterwegs damit den Russen aufwarten zu können. In dem (russischen) Brief stand, daß wir eine unschätzbare Hilfe für die russische Armee gewesen waren und daß uns unmittelbare Durchreise gewährt werden sollte. Im Monat Juli sammelten wir Dinge für die Reise, wie Rucksäcke, und aus dem Haus von Veitinger „lieh“ ich mir eine silberne Zuckerdose, die vielleicht unterwegs als Bezahlung dienen konnte, die ich aber noch jetzt im Besitz habe. (Als uns Veitinger viele Jahre nach dem Krieg in den Niederlanden besuchte, gab ich ihm die Zuckerdose zurück, aber er wollte sie nicht annehmen).

Piet hatte ein paar Uhren, zwei goldene Ringe und ein Armband als Honorar bekommen, und ferner hatten wir noch etwas russisches, deutsches, französisches und niederländisches Geld. In Wims Kinderwägelchen konnten wir noch ein Kleid für mich selbst und ein paar Kleider für Wim stopfen. Meine Jacke aus den Niederlanden wurde als Decke für ihn benutzt. In meinen Rucksack steckten wir zwei Säuglingsflaschen und das Milchpulver, das wir aus den Paketen der Franzosen bekommen hatten sowie auch noch etwas Nahrung in Konservendosen von den Franzosen. Das stopften wir zusammen mit einigen Medikamenten in die Rucksäcke. Wir waren bereit. Wir beteten beide für unser wohlbehaltenes Nach-Hause-Kommen. Wir hofften in zwei, drei Wochen zu Hause anzukommen. Wir wußten, daß das Chaos enorm groß sein mußte, aber wir waren überzeugt, daß es uns glücken würde, in die Niederlande zu kommen. Wir wußten noch nicht, daß die Reise über drei Monate dauern würde.

Nachlese

Siegfried Krause.

Wir brechen hier den Bericht ab, denn er handelt nicht mehr von Geschehnissen in Ostpreußen. Die Familie van den Toorn gelangte bei Verwendung von russischen und polnischen Passierscheinen mit dem Zug von Mohrungen über Allenstein zunächst nach Warschau, wo sie ein paar Tage bei den Verwandten eines kriegsgefangenen Franzosen blieb. Dann ging es mit dem Zug weiter bis nach Posen. Dort endete die Bahnreise. Unter großen Mühen mußten sie zu Fuß zuerst in das zerstörte Berlin und dann weiter nach Salzwedel gehen. Dort wurden sie von Russen aufgegriffen und Piet van den Toorn wurde eingesperrt. Es gelang ihm jedoch zu flüchten und zurück nach Salzwedel zu gelangen, wo seine Frau und sein Sohn zurückgeblieben waren. Von dort ging es zurück nach Berlin, wo sie sich in den Schutz der Amerikaner stellten. Diese brachten sie schließlich mit Lkw's mit Zwischenstation in Hannover zur holländischen Grenze, wo sie holländisches Militär übernahm. Nach einigen erniedrigenden Formalitäten kamen sie schließlich am 15. Oktober 1945 zu Hause an. Piet van den Toorn mußte noch sein letztes Examen in Gynäkologie absolvieren. Nach Erfüllung seiner Dienstpflicht konnte er sich schließlich als Landarzt niederlassen. Aus der Ehe gingen neun Kinder hervor.